

R. H. STETSON. **Rhythm and Rhyme.** *Psychol. Rev. Monogr. Suppl.* 4, 413—466. (*Harvard Psychol. Studies* 1.) 1903.

STETSON stellt sich die Aufgabe, zu untersuchen, welche Rolle wiederkehrende qualitative Faktoren von der Art des Reimes in der rhythmischen Gruppierung spielen. Er untersucht zu diesem Zwecke sowohl gehörte wie gesprochene Rhythmen. Die gehörten Rhythmen wurden durch Anschlagen von Zapfen, die in ein gleichmäßig bewegtes Rad in verschiedenem Abstand voneinander eingesteckt werden konnten, an feststehende Metallstäbchen hervorgebracht. Der „Reimklang“ wurde durch Erzeugung von Nebengeräuschen bei dem entsprechenden Schlage hervorgehoben. Der betonte Schlag war meist nicht objektiv verstärkt. Zuerst wird die Frage behandelt, warum der Reim am Versende zu stehen pflegt. Es ergab sich, daß Verlängerung der Pause am Ende eines Versfußes in der zweiten Vershälfte besser als in der ersten bemerkt wurde, daß eine Pause in der zweiten Vershälfte schon bei geringerer Länge die Verseinheit bricht, daß also augenscheinlich das Versende für die rhythmische Einheit von besonderer Bedeutung ist. Die einzelnen Verse mußten natürlich durch längere Pausen voneinander getrennt werden als die Versfüße innerhalb des Verses. Wurde nun am Versende ein Reimklang eingeführt, so konnte diese Pause weit kleiner gewählt werden, während ihr zulässiges Maximum dasselbe blieb. Bei katalektisch schließenden Daktylen wird das Ende des einen und der Anfang des nächsten Verses je durch einen Akzent gebildet. Rücken diese Akzente zeitlich zu nahe aneinander, so verwirrt sich der Rhythmus. Auch diese Pause wird durch Einführung eines Reimklanges verkürzt. Läßt man von den Versuchspersonen gereimte sinnlose Silbenreihen mit vorgeschriebenem Akzent wiederholen, so zeigt sich, daß bei Verschiedenheit des Akzentes der Reim schwer zu empfinden ist. Ebenso befördert Gleichheit der Höhe des Sprechtones die Reimwirkung.

Zur Untersuchung gesprochener Verse benutzte S. eine Verbindung des Phonographen mit der Tonschreibung auf eine rotierende berufte Glasplatte, wie letztere schon HENSEN angegeben hatte. Die Verbesserung der HENSENSCHEN Anordnung besteht wesentlich in einer sicheren Führung des Schreibstiftes und in der Verbindung mit dem Phonographen, die eine Kontrolle ermöglicht, welchem Laute jeder Teil der Kurve zugehört. Die Kurve wurde unter dem Mikroskope ausgemessen. Die Silbenreihen bestanden aus der Silbe „ta“; als Reimsilben wurden „da“, „na“, „ga“ und „ka“ benutzt. Bei ungereimten Versen, die zuerst untersucht wurden, (jambischen und katalektisch-daktylischen Tetrametern) ist die Pause am Versende stets mindestens um ein Viertel länger als die Pause zwischen den Versfüßen, steigt zuweilen bis auf die dreifache Länge und variiert in sehr weiten Grenzen. Die betonten Silben zeigen unter dem Mikroskop verschiedene Formen, die Endsilbe eines Verses aber ist immer, bei gereimten wie bei ungereimten Versen kegelförmig, zeigt also ein langsames Ausklingen des Tones. Bei gereimten Versen ist die Endpause im allgemeinen kürzer als bei ungereimten, sinkt aber doch nur selten bis auf die Länge der Pause zwischen den Versfüßen herab. Bei ungereimten Versen ist die Intensitätsverteilung der Akzente wechselnd, bei gereimten

ist ganz überwiegend der Reimklang verstärkt. Das gilt nicht nur von Endreimen, sondern auch von Reimen am Ende des dritten und zweiten Fusses eines jambischen Tetrameters. Aus den Tabellen dieser Versuche (Tab. 10 u. 11 S. 450—452) läßt sich übrigens eine interessante Regelmäßigkeit ablesen, auf die der Verfasser nicht aufmerksam gemacht hat. Wenn man von der Versuchsperson HA. absieht, ist von den zwei Reimklängen jedes Paares fast immer der erste der stärkere. Auf 26 Fälle der Verstärkung kommen nur 4 Gleichheitsfälle und 3, in denen der erste Klang schwächer ist. Bei HA. ist bei Reimung des vierten oder dritten Fusses der erste Klang zweimal stärker und siebenmal schwächer, bei Reimung des zweiten Fusses viermal stärker und einmal schwächer. Hier ist also das Resultat unklar. Da sich die erste zur zweiten Reimsilbe wie Erwartung zur Erfüllung verhält, würde gerade dies Resultat, wenn es sich bei Wiederholung der Versuche bestätigen sollte, von allgemeinerem Interesse sein.

An die Beschreibung seiner Experimente fügt Verfasser den Versuch einer theoretischen Ausdeutung im Sinne von MÜNSTERBERGS bekannten Ansichten über die wesentliche Bedeutung der Muskelspannung für den Rhythmus. Diese Bemühungen zeigen die Vereinbarkeit seiner Resultate mit MÜNSTERBERGS Theorie, fügen aber weder neue Argumente für diese Theorie hinzu, noch widerlegen sie die entgegenstehenden Ansichten. Sonderbar berührt es, daß den Gegnern untergeschoben wird, sie nähmen eine „transzendente“ geistige Aktivität an (S. 456), noch sonderbarer wirkt die Behauptung, für einen allgemeinen synthesesierenden Prozeß müsse Jambus und Trochäus gleichwertig sein. (S. 460.) Verfasser wird sich inzwischen aus der Darstellung in LIPPS' Ästhetik überzeugt haben, daß er hierin irrt. Wenn wir also auch aus diesen theoretischen Schlussbemerkungen geringen Vorteil ziehen, so soll uns das die Freude an den wertvollen tatsächlichen Ergebnissen der Arbeit nicht trüben.

J. COHN (Freiburg i. B.).

J. J. VAN BIERVLIET. *L'éducation de la mémoire à l'école.* *Revue philos.* 57 (6), 569—586. 1904.

Verf. geht von einer Beobachtung aus, welche verschiedene deutsche Schulmänner übereinstimmend gemacht hatten, daß nämlich die von einer Realschule kommenden Abiturienten zu Beginn ihres Studiums die Abiturienten humanistischer Lehranstalten übertrafen, weil sie mit den Apparaten und operatorischen Maßnahmen vertrauter waren, daß aber später das Verhältnis sich umkehrte. Hieraus ergibt sich, daß die humanistischen Studien besser für die Wissenschaft vorbereiten als die realistischen. v. B. knüpft hieran die Frage, ob man nicht imstande sein sollte, dies durch entsprechende Messungen des Intellekts der jungen Leute vor und nach ihrem Studium festzustellen.

Mit Hilfe wissenschaftlicher Arbeiten läßt sich der Intellekt nicht messen. Denn es gibt literarisch ungebildete Handwerker von hoher Intelligenz, andererseits eminente Gelehrte, welche sich im gewöhnlichen Leben wie Bornierte benehmen. Man muß daher die Intelligenz im all-